

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 30

Artikel: Der Niedergang des Gasthofs "Zum Sternen"
Autor: Spitteler, Carl / Knobel, Bruno / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-607724>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Niedergang des Gasthofs «Zum Sternen»

Carl Spitteler (1845–1924) ist Literaturfreunden bekannt durch sein Epos «Olympischer Frühling», kritischen Geistern durch seine «Lachenden Wahrheiten», Kennern der jüngeren Schweizergeschichte durch seine Rede «Unser Schweizer Standpunkt». Der bisher einzige Schweizer Literatur-Nobelpreisträger (1919) schrieb indessen auch eine überraschend fröhliche Dorfgeschichte: «Das

Wettfasten von Heimpligen», die erst vor kurzem, fast 100 Jahre nach dem Zeitungsabdruck, erstmals als Buch erschienen ist (Verlag Ex Libris). Die Geschichte hat stark satirische Züge, von denen nachstehender Ausschnitt über den eigenwilligen Sternenwirt Adolf Gruber eine Kostprobe liefert.

Bruno Knobel

Je abstrakter, desto vaterländischer

Was übrigens dem Sternenwirt am meisten schadete, das war der Hass der Pentarchen*, den er sich ungeschickterweise auflud.

Das ging so zu: Adolf Gruber verhielt sich von jeher gleichgültig gegen die Politik, woran wohl am meisten die Zufälligkeit schuld trug, dass er die hitzigsten Politiker des Städtchens, die Pentarchen, persönlich nicht leiden mochte. Nun lehrt freilich die Vernunft, dass der Wert einer Sache von dem Unwert ihrer Vertreter keineswegs berührt werde. Allein um dies zu begreifen und mehr noch um der Einsicht auch im einzelnen Fall nachzuleben, bedarf es eines weiten geistigen Horizontes und eines kühlen Temperaments. Adolf aber, als naiver, ungebildeter Naturmensch, der rückhaltlos seinen undeutlich geformten, doch tiefen Eindrücken folgte, war der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Weil ihn die Pentarchen anwiderten, mochte er auch ihr Steckenpferd nicht mit dem kleinen Finger anrühren. Das war nun jenen freilich gerade recht; denn sie gehörten zu jener Gattung von Menschen, welche absichtlich und auffallend in die Schüssel spucken, damit die reinlichen Seelen ihnen das gute Gericht überlassen; das ist die einfachste Art, ein Privilegium zu erringen.

Ähnlich wie Adolf fühlte übrigens eine grosse Zahl seiner Verwandten. Die Duldsamkeit der Heimpligen ist jedoch so echt, dass sie sogar die höchste und schwierigste Forderung der Toleranz erfüllen, die Forderung, jemand zu ertragen, der überhaupt nicht mitmacht. Unmittelbare Einbusse an Ansehen und Beliebtheit erlitt daher der Sternenwirt trotz seiner politischen Neutralität nicht. Auf Umwegen aber brach es ihm von hinten den Hals.

Zunächst spürte er die Folgen am Geschäft. Da nämlich sämtliche Politiker von

Heimpligen und Umgebung ein ererbtes Interesse für die Produkte der Rebenkultur bekundeten, so dass in Hinsicht auf den Neftenbacher die verschiedensten Parteien eins sind und niemand gegen den Hallauer Opposition oder Protest erhebt, so gebietet die einfachste Geschäftsklugheit, dass ein Wirt alles anbiete, um diese Anziehungskraft auszunützen und durch persönliches Politisieren zu verstärken.

Das hatte der alte Sternenwirt selig, Adolfs Vater, verstanden wie keiner.

Mit unendlicher Mühe und Geduld hatte er den «Sternen» zum Zentralbüro für sämtliche bedeutenden Wahlen erhoben und in seinen letzten Lebensjahren es auch wirklich dazu gebracht, dass sein Gasthof einer staatsmännischen Bildungsanstalt gleichgerechnet wurde. «Eine Kadettenschule für Kantonsräte» nannten es seine Neider. Auch lag es wahrlich nicht an ihm, wenn sein Sohn nicht in seine Fussstapfen trat. Oft genug warnte er denselben und machte ihm ernste Vorstellungen. «Ein künftiger Wirt», rief er entrüstet, «und will sich nicht um Politik kümmern! Was soll schliesslich aus unserem Vaterland werden, wenn jetzt sogar die Wirte anfangen wollen, sich zurückzuziehen? Ein Staat beruht auf seinen natürlichen Grundlagen, und dass ein Wirt sich nicht um Politik interessiert, das ist unnatürlich; das sind ungesunde Verhältnisse, welche sich früher oder später sowohl an ihm selber als am Gemeinwesen rächen. Wenn du es nicht der Pflicht wegen tun willst, so tue es wenigstens zu deinem eigenen Nutzen. In einer gut gehaltenen Wirtschaft darf man kein anderes Wort hören als «Paragraph»! – Paragraph 231, Paragraph 76, Paragraph 89 usw. Meinetwegen zur Abwechslung dazwischen: Protokoll, Alkohol, Hypothek, Moratorium, Referendum, radikal, liberal, kantonal, Session, Motion, Kommission, Revision, Appellation, Administration. Je lateinischer, desto volkstümlicher und je abstrakter, desto vaterländischer. Darüber ereifern

sich die Leute, disputieren miteinander und bleiben sitzen, hören nicht, was man sie fragt, antworten zu allem «ja», und so kannst du ihnen eine Flasche nach der andern auftischen, vom Teuersten, ohne dass sie's nur merken.» Allein seine Ermahnungen blieben fruchtlos, und nach seinem Tode kümmerte sich der junge Sternenwirt weder um die Angelegenheiten der Gemeinde noch des Bezirkes, noch des Kantons. Ja, er versäumte es sogar, mitzustimmen, wenn ein Nationalrat gewählt wurde.

Die Folge davon war natürlich, dass die Wahlen in anderen Wirtshäusern verhandelt wurden. Schliesslich trat er noch, ohne es zu wollen oder auch nur zu ahnen, den Pentarchen in den Weg; aus blosser Unachtsamkeit.

Das Komitee

Der Förster nämlich verspürte seit Jahren den Trieb, Erziehungsdirektor zu werden. Warum auch nicht? War er doch Präsident der Bezirksschulkommission, Mitglied des Kirchenrats von Heimpligen und der Armenpflege. Als daher der gegenwärtige Erziehungsdirektor die Unklugheit beging, die Gehälter der Schullehrer erhöhen zu wollen, und sich dadurch die Ungunst der steuerpflichtigen Wähler zuzog, glaubte der Förster seine Zeit gekommen und beschloss, durch Einführung einer angenehmen Reform sich bemerkbar zu machen, womöglich über die Grenzen des Kantons hinaus, durch die Zeitungen, die seinen Namen preisend verkündeten. Da er überdies einen guten Spürsinn für die Witterungsverhältnisse der öffentlichen Meinung besass, erriet er auch den Wind, der damals gerade im Kanton wehte, nicht übel. Ob es nicht eine Schande sei, rief er im Gemeinderat, dass die Kinder in der Schule alles mögliche unnütze Zeug lernten, von Afrika und Griechenland und den römischen Konsuln, aber nicht einmal wüssten, wie man ein Komitee wähle. So unglaublich es klinge, so sage er doch keineswegs zuviel, wenn er behaupte,

* Mitglieder der Fünferherrschaft im Städtchen

neun Zehntel sämtlicher Primarschüler und sogar eine beträchtliche Zahl der Sekundarschüler seien nicht imstande, ein Initiativkomitee von einem Organisationskomitee zu unterscheiden.

Die Pentarchen unterstützten seine Rede mit lebhaftem Beifall, und der schüchterne Einwand des Zuckerbäckers Gruber, die drei Eidgenossen hätten auch nichts von Initiativkomitee und Organisationskomitee gewusst und doch die Schweiz fertiggebracht, wurde mit so bedeutsamem Schweigen empfangen, dass der Zuckerbäcker vor Scham und Reue über seine taktlose Bemerkung monatelang sich nicht mehr im Gemeinderat zu mucksen wagte.

Kurz, der Antrag des Försters, ein löblicher Gemeinderat sei anzuhalten, eine löbliche Lehrerschaft anzugehen, eine ehrsame Jugend des Bezirks und Gemeinde von Heimpligen zu bemögen, zukommlichst in besondern Besammlungen sich wenigstens mit den äusseren Formen des Rechts und Verfassungswezens unseres Vaterlandes frühest betraut zu machen, wurde mit acht gegen eine Stimme zum Beschluss erhoben.

Protokollelis

Weder eine löbliche Lehrerschaft noch Bürgerschaft wagte es, sich wider diesen Beschluss aufzulehnen, und binnen kurzem spielten die Kinder in der Hintergasse statt Blindemaus und Fanglis: Motiönelis und Protokollelis. Es war ein Eifer, der zu den schönsten Hoffnungen auf das Erziehungsdepartement berechnete.

Da fuhr eines Tages der Sternen-Adolf mit einer baumlangen Bohnenstange aus dem Stall, stürzte wie ein heiliger Christophel mitten in die motiönelende Schar, knallte Ohrfeigen rechts und links, schmiss den einen in einen Hausflur, den andern auf einen Mist und verbreitete fürchterliches Schrecken vor sich her. Einen Text zur Erklärung lieferte er nicht dazu, ausser dass er von Zeit zu Zeit während der Arbeit keuchte: «Ihr verdammten Buben!»

Auch später, als ihn der Förster deswegen zur Rede stellte, wusste er keine vernünftigen Gründe zur Rechtfertigung oder zur Entschuldigung vorzubringen. Es sei ihm halt so in die Hände gefahren, sagte er; er wisse selbst nicht warum. Es habe ihn einfach angeekelt; und wenn er wieder einen Buben treffe, der Protokollelis spiele statt Fanglis, so haue er ihn zuverlässig wieder; nur noch ein wenig herzhafter. Übrigens gebe er keinem Menschen auf der ganzen Welt Rechenschaft über das, was er zu tun und zu reden für gut finde. Er wisse, dass er recht gehabt, und das sei genug.

Der Pfarrer Rebenach aber, welcher neben ihm sass, suchte zu vermitteln. «Herr Gruber meint offenbar», begütigte er, «Kinder seien Kinder und Erwachsene Erwachsene, und hierin hat er vielleicht

nicht ganz unrecht. Übrigens lässt sich seine Ansicht mit derjenigen des Herrn Förster gar wohl vereinigen. Die Kinder sollen doch Platzvertauscherlis oder Stellenjägerlis spielen. Das ist politisch und kindlich zugleich.»

Dem Pfarrer liess man solche heimtückische, spitzige Schnepfer, die unversehens mitten in die Beule juckten, hingehen. Dafür hatte man ihn ja bezahlt, dass er den Leuten ein wenig den Sündenborst schabe; und umsonst wollte man doch das schöne runde Geld nicht hingegeben haben. Der Förster begnügte sich daher damit, die Lippen auf und nieder zu bewegen, als ob er etwas Faules gegessen hätte. Sich wegen einer Bemerkung des Pfarrers erzürnt zu zeigen, das schickte sich nicht.

Die Heimlinger waren im stillen hocherfreut über Adolfs Einschreiten und dankten ihm mit warmen Worten, wenn sich einer von ihnen mit ihm allein befand; die Kinder ihrerseits kehrten mit Vergnügen zum Fanglis und Blindemaus zurück.

Aber die Pentarchen verfeimten in geheimer Sitzung auf dem Kegelplatz des Försters den Adolf Gruber dafür, dass er ihnen das Erziehungsdepartement veretelt hatte. Und der Müller und der Ochsenwirt, welche weit im Kanton herumkamen, verlästerten ihn ausserdem bei den Leuten. Diese Wühlereien unterhöhlten den letzten Grundpfeiler des «Sternen».

Illustration: Barth

